

Claudia Schneider:

Das starke Geschlecht – Frauenleben in Mali

Mali vom 12. November 2000 bis 9. Februar 2001

Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung

betreut von Dieter Reitmeyer, GtZ-ORTM

Inhalt

1. Frauen in Mali – eine Annäherung	2
2. Aminatas kleine Welt	3
3. Zweck oder Liebe?	5
4. Reden über den Klapperstorch	7
5. Den Horizont erweitern	9
6. Rollentausch – über Männer- und Frauenarbeit	11
7. Nana hat ihre Marktchance ergriffen	13
8. Nafatoumas Ziel: viel Geld verdienen	15
9. Gut ausgebildet, aber ohne Job	16
10. Wer nichts wird, wird – Handwerkerin	17
11. Tabu und Tradition – weibliche Beschneidung	19
12. Bleichcreme und Kunsthaar	21

Claudia Schneider, geboren 1967 in Gelsenkirchen. 1993 Magisterexamen in den Fächern Politikwissenschaft, Soziologie und Volkswirtschaft an der Universität Augsburg. Während des Studiums freie Mitarbeit bei der Augsburger Allgemeinen, beim Lokalradio „Kö“ und in der Pressestelle der IHK Augsburg sowie Praktika beim WDR-TV in Dortmund und bei RTL in München. 1994-96 Pauschalistin bei der WAZ in Essen. 1996-1998 Volontariat bei der WAZ. 1998-2000 Teilzeit-Redakteurin in der WAZ-Redaktion Ratgeber sowie freie Autorin beim WDR-TV, Redaktion „Aktuelle Stunde“. Seit 2000 freie Journalistin.

1. Frauen in Mali – eine Annäherung

„Als zweierlei sollte man in Mali nicht geboren werden: als Esel und als Frau“.
(malisches Sprichwort)

Genauso wenig wie man von *den Frauen* in Deutschland sprechen kann, trifft das auch auf Mali zu. Die Lebenssituation einer Bäuerin auf dem Land unterscheidet sich grundsätzlich von der einer Händlerin in der Stadt oder der einer weit gereisten Informatikerin, die für internationale Konzerne tätig ist. Ich habe in allen Landesteilen sowohl unabhängige und selbstbewusste als auch sehr eingeschränkte Frauen kennengelernt. Wie selbstbewusst eine Frau auftritt, hängt nicht nur von ihrer Persönlichkeit ab, sondern maßgeblich von ihrer Herkunft und der finanziellen Situation der Familie.

Ein weiterer sehr wichtiger Faktor ist die Bildung. In Mali können derzeit schätzungsweise nur 19% der Frauen lesen und schreiben, auf dem Land liegt diese Quote noch viel niedriger (80% der Bevölkerung lebt auf dem Land). Natürlich spielt auch der Bildungsgrad des Ehemannes und der Familienmitglieder eine entscheidende Rolle. Hinzu kommen die religiösen Überzeugungen - vor allem der männlichen Familienmitglieder.

Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Ethnie prägt das Leben in Mali entscheidend. Zum Beispiel nehmen die Frauen der Tuaregs auf Grund des Mutterrechtes (Abstammung und Erbfolge geht auf die Mutter zurück) eine dominante Stellung in der Familie ein, was auch durch den Besitz des Familienzeltens unterstrichen wird. Dagegen haben die Frauen in Soninké-Familien (auch Sarakolé genannt) fast nichts zu sagen. Sie dürfen nur Heimarbeit verrichten und Haus und Hof kaum verlassen. Der tägliche Gang zum Markt - täglich, weil die Ehemänner ihnen nur abgezähltes Geld für einen Tag geben – ist keine lästige Pflicht, sondern bietet ein wenig Freiraum. Auf dem Markt können die Soninké-Frauen Kontakt zu ihrer Außenwelt halten.

Laut Verfassung sind Männer und Frauen in Mali gleichberechtigt. In der Tat stehen Frauen gesetzlich alle Bildungseinrichtungen und Berufe offen. Auch in der Politik sind sie vertreten: mit 18 Abgeordneten (von 128) und sechs Ministerinnen (von 23). Der Islam, dem 90% der Bevölkerung angehören, schränkt die Frauen nicht so stark ein wie in arabischen Ländern. Dennoch zwingen jahrhundertealte Traditionen die

Malierinnen in ein enges Korsett. Die klassische Rolle ist die der Ehefrau und Mutter. Obwohl die Frauen einen Großteil zum Familieneinkommen beitragen oder ihre Familie sogar allein ernähren, taucht ihre Arbeit nur in geringem Maße in der Statistik auf. Dabei rackern *die Frauen* in Mali von früh bis spät, um ihre familiären und beruflichen Pflichten erfüllen zu können. Die Hauptlasten in der Familie trägt die Frau – das bringt das oben stehende Sprichwort schön auf den Punkt.

2. Aminatas kleine Welt

Jeden Morgen um sechs, wenn die Sonne aufgeht, schlurft Aminata (genannt Ami) unausgeschlafen über den Hof zur Küche. Dort zündet sie das Holzkohleöfchen an, um die „Bouille“ (eine Art Mehlklößchensuppe) fürs Frühstück zu kochen.

Ami ist 17 Jahre alt und seit einem halben Jahr verheiratet. Dass ihr Mann Ibrahim doppelt so alt ist wie sie, ist in Mali nichts Ungewöhnliches. Seit ihrer Hochzeit lebt die junge Frau in Konna, dem Dorf ihres Mannes. Konna liegt im Binnendelta des Niger, 500 km entfernt von Sikasso, der Heimat von Ami. Die Trennung von ihrer Familie, ihren SchulkollegInnen und Freunden ist der lebenslustigen Frau schwergefallen. Auf ihre Rolle als treusorgende Ehefrau wurde sie allerdings von ihrer Mutter gut vorbereitet.

Keinen Handschlag muss ihr Mann im Haus tun. Selbst das Wasserkännchen für die Toilette wird ihm gereicht. Doch das ist okay, meint Ami. Solange Ibrahim als Angestellter bei einer ONG (Nicht-Regierungs-Organisation) genügend Geld verdiene, dass sie sich regelmäßig die Haare flechten lassen kann, hübsche Kleider und etwas Schmuck bekommt, sei sie zufrieden. Wirklich? Ein paar Tage später, als ihr Mann und die anderen Familienmitglieder garantiert außer Hörweite sind, klingt das schon etwas anders.

„In Sikasso bin ich oft mit meinen Freundinnen oder Cousinen ausgegangen“, erzählt sie, während der Fisch fürs Mittagessen in der Tomatensoße brutzelt. „Auch verheiratete Frauen waren in unserer lustigen Runde.“ Ausgehen – im Sinne von feiern, das hat Ami in Konna noch nicht kennengelernt. Selbst das Dorf kennt sie kaum. Ihr Mann findet, eine verheiratete Frau habe zu Hause zu bleiben. Somit spielt sich Amis Leben im 200 qm² großen Hof ab. Lebensmittelpunkt ist die Küche, rechts im Hof, unter dem einzigen Baum. Hier sitzt Ami stundenlang, um dreimal am Tag

warm zu kochen. Zwischen den Mahlzeiten fegt sie den Hof, räumt das kleine 2-Zimmer-Haus auf und kümmert sich um ihre Schwiegermutter und die drei angeheirateten Tanten. Die sind zum Glück nett. Und auch noch nicht sehr alt und krank, so dass sie kaum Arbeit machen.

Die 17-Jährige überarbeitet sich bis jetzt nicht. Für die groben Hausarbeiten ist die „Bonne“, das Hausmädchen, da. Sie erledigt all die Arbeiten, die eine Frau auf dem Lande neben dem Kochen, Putzen und der Kinderversorgung zu tun hat: Wasser holen, Wäsche waschen, Hirse stampfen und sieben, Holz sammeln und hacken, einkaufen und das Hausvieh füttern. Eine „Bonne“ ist ein Statussymbol. Jede Familie, die es (zumindest halbwegs) zu etwas gebracht hat, beschäftigt eine Hausangestellte. Das sind junge Mädchen, oft erst 13 Jahre alt, die aus armen Familien stammen und sich ihr Geld für die Aussteuer selber erarbeiten müssen. Bei einem Monatslohn von 10-15 DM (plus drei Reismahlzeiten und einem Schlafplatz) dauert es schon eine ganze Weile, bis diese Mädchen ihre Aussteuer zusammen haben.

Ami stammt aus einer Händlerfamilie und musste nicht als „Bonne“ schuften. Dafür war es nicht ganz einfach, ihre Eltern davon zu überzeugen, dass Ibrahim der Richtige für sie ist. Ibrahim bzw. seine Familie ist nämlich nicht gut situiert. Und seine gute Stelle bei einer amerikanischen NGO ist nur befristet.

Das Paar hatte sich auf einer Hochzeitsfeier kennengelernt – besser gesagt, getroffen. Näher kennengelernt haben sie sich durch ihre einjährige Brieffreundschaft. Gut, dass Ami halbwegs lesen und schreiben kann. Die meisten Frauen auf dem Lande können das nicht - rund 80% sind Analphabeten. Gerne hätte Ami ihre Schule mit einem Abschluss (vergleichbar mit der mittleren Reife) beendet. Dazu hätte sie noch zwei Jahre zur Schule gehen müssen. „Aber mein Mann möchte das nicht“, sagt Ami und zieht dabei die Augenbrauen stark hoch - das macht sie immer, wenn sie wütend ist. Man merkt, dass sie auf ihre Schwägerin neidisch ist. Haula, die jüngste Schwester ihres Mannes, ist auch 17 Jahre. Geht aber noch zur Schule, will das Abitur machen und eventuell Medizin studieren. Oder Mannequin werden. So wie Haula in ihrer europäischen, topmodischen, Figur betonten Kleidung über den Hof stolziert, traut man ihr das Letztere durchaus zu. Als Nesthäkchen hat Haula ein wenig Narrenfreiheit in der Familie. Besonders seit dem Tod ihres Vaters. Seitdem ist Ibrahim der einzige Herr im Hause – aber von ihrem Bruder lässt sich Haula nichts sagen. Und der nimmt ihre zickige Art hin.

Seiner Ehefrau fährt Ibrahim dagegen sofort über den Mund, wenn sie nicht seiner Meinung ist. Doch das dürfte sich im Laufe der Jahre auch ändern. Ami ist zwar etwas naiv, aber nicht dumm. Momentan gibt sie sich mit ihrem bescheidenen Wohlstand zufrieden, und akzeptiert, dass Haus und Hof ihre kleine Welt sind. Doch das soll nicht immer so bleiben. „Wenn ich erstmal ein Kind hab‘, wird sich vieles ändern“, glaubt sie. Ist sie dann nicht völlig ans Haus gebunden? „Nein“, sagt Ami, „dann werde ich als Frau erst richtig akzeptiert“. Mehr als drei Kinder wolle sie aber auch nicht bekommen – das wäre viel zu teuer.

3. Zweck oder Liebe?

19.30 Uhr. Es ist stockdunkel. Nur hier und da bringt ein Fernsehapparat am Straßenrand Licht ins Dunkel. Zur besten Sendezeit – in einer halben Stunde kommt die „malische Tagesschau“ - gruppieren sich Männer im Halbkreis um einen der wenigen Fernsehapparate in der Stadt. Auch in den meisten Wohnzimmern der Mittel- und Oberschicht flimmert um diese Zeit das Programm des Staatsfernsehens. Zu sehen gibt es an diesem Abend folgenden Kurzfilm:

Erste Szene: Eine junge Frau, garantiert unter 20, läuft schreiend vor ihrem Ehemann (mindestens 45 Jahre) davon. Das Paar ist frisch verheiratet und der Mann drängt auf den Vollzug der ehelichen Pflichten. Als die Frau sich weiter weigert, droht er ihr Schläge an.

Nächste Szene: Auf dem Dorfplatz singt die Tante der jungen Frau: „Seht meine Nichte war Jungfrau“, dabei schwenkt sie ein blutbeflecktes Bettuch. Die Frauen des Dorfes brechen in Jubelgeschrei und –gesang aus.

Dritte Szene: Eine andere junge Frau lässt sich beim Gynäkologen die Pille verschreiben und erzählt, dass sie nicht einen von den Eltern ausgesuchten Mann heiraten, sondern ihre Wahl treffen will.

Letzte Szene: Ein Elternpaar diskutiert lautstark das Thema „arrangierte Ehe“. Die Mutter will ihren Mann davon abhalten, dass er die Tochter nicht mit einem alten, ihr unbekanntem Mann verheiratet. Der Vater beruft sich auf die Tradition und sagt, er wisse was das Beste für seine Tochter sei. **Kein Happy End**

Filme mit ähnlichem Inhalt sieht man in Mali häufiger – produziert werden sie allerdings meistens im Senegal oder Guinea. Mit zunehmender Landflucht und

Verstädterung, ändern sich in Westafrika die familiären Strukturen. Auch in Mali vollzieht sich in den Städten ein rascher Wandel von der traditionellen Großfamilie hin zur typischen Kleinfamilie. Selbst auf dem Land sind erste Anzeichen zu beobachten, dass die traditionelle Großfamilie bröckelt. 12,8% der Frauen und 31,7% der Männer leben heute als Singles. Mit zunehmendem Bildungsgrad wird zudem in Frage gestellt, ob arrangierte Ehen noch zeitgemäß sind, und ob die Heirat junger Mädchen nicht verboten werden sollte. Das Gesetz erlaubt, dass eine 15-Jährige mit dem Einverständnis ihrer Eltern verheiratet werden kann. Jungs dürfen mit 17 Jahren heiraten. In den abgelegenen Dörfern im Norden des Landes, werden diese Altergrenzen bei den Mädchen allerdings häufig unterschritten.

Wie in islamischen Ländern üblich, gilt in Mali eine Eheschließung nicht als Verbindung zweier Individuen, sondern als Verbindung zweier Familien. Seit Jahrhunderten existieren bestimmte Familienbande – gekoppelt mit einem ausgeprägten Kastenwesen, das sich meist vom Beruf ableitet. Mit der Hochzeit soll nicht eine Liebesbeziehung besiegelt, sondern eine Zweckgemeinschaft geschlossen werden. Die Ehe dient der Produktion und Aufzucht von möglichst vielen Nachkommen. Der Koran erlaubt Männern, bis zu vier Ehefrauen zu haben – unter der Voraussetzung, alle gleich zu behandeln (materiell und sexuell) und jede zu (be-)achten.

„Als mein Mann sich eine zweite, viel jüngere Frau genommen hat, bin ich sofort ausgezogen. Ich habe keine Nacht mit ihr unter einem Dach verbracht“, erzählt mir Kama Diallo in Kayes, der Stadt tief im Westen. Seit zehn Jahren lebt sie jetzt getrennt von ihrem Mann – ohne sich scheiden zu lassen. Erlaubt ist es Frauen seit 1962, sich scheiden zu lassen. Aber nur 1,2% der Malierinnen sind geschieden. „Man verliert dadurch an Ansehen“, erklärt Kama Diallo.

Dass die 56-Jährige wieder im Haus ihrer Mutter lebt, fördert zwar auch nicht ihren guten Ruf, wird von der Familie und der Nachbarschaft aber halbwegs akzeptiert. „Es ist bekannt, dass mein Mann sich seit der Hochzeit weder um mich noch um die fünf Kinder kümmert“, sagt Kama. „Er hat nur noch Augen und Interesse für seine junge Frau – und verstößt damit gegen den Koran.“ Kama ist eine schicke, selbstbewusste Frau, die sich seit einigen Jahren als Händlerin durchschlägt. Sie ist Teilhaberin eines Getreidehandels und hat vor ein paar Monaten einen Cola-Verkaufsstand eröffnet.

Dass ihre Ehe nach 25 Jahren diese Wendung nehmen könnte, hatte sie nicht für möglich gehalten. Sie war zufrieden mit der Wahl ihrer Eltern und Schwiegereltern, die ihr den Polizisten Boubacar zum Mann gaben. Ihr Mann akzeptierte es, dass sie auch nach der Hochzeit als Buchhalterin arbeitete. Erst nach der Geburt des dritten Kindes blieb sie zu Hause. Als Erstfrau war sie von den Schwiegereltern ausgesucht worden, fand also ihre Zustimmung. „Das erleichtert das Leben ungemein“, findet Kama. In den Städten, in denen sich junge Frauen immer häufiger ihren Mann selbst aussuchen würden, sei es nicht einfach, nach der Hochzeit in die Familie des Mannes zu ziehen. Sie würden oftmals wirklich als „Sklavinnen ihrer Schwiegermütter“ behandelt. Dem könne eine Frau nur entgehen, wenn ihr Mann (oder sie) genügend Geld verdiene und sich ein eigenes Haus leisten könne. 84,8 % der Malierinnen sind laut Statistik verheiratet. Mit steigender Erwerbstätigkeit und steigender Bildung wenden sich immer mehr Frauen gegen die Polygamie. Während die erste Ehe zu 95% von den Eltern arrangiert wird – mit Blick aufs Familienwohl, handelt es sich bei der Zweitehe oft um eine „Liebesheirat“, zumindest aus der Sicht des Mannes. Keine gute Voraussetzung für ein harmonisches Familienleben. Auch eine „Versorgungsehe“ ist problematisch: Heiratet der Mann eine verwitwete Cousine oder Schwägerin, um diese mit zu versorgen, schließt das auch sexuelle Kontakte ein. Die Konkurrenz unter den Ehefrauen ist groß – und oft ein Grund für die hohe Kinderanzahl. Diese bezeugt schließlich, ob der Mann seinen Frauen gleichviel Aufmerksamkeit schenkt...

4. Reden über den Klapperstorch

Koulikoro ist eine Kleinstadt mit 25.000 Einwohnern. 60 km von der Hauptstadt Bamako entfernt. Beamten- und Pensionärsstadt wird Koulikoro genannt, weil es hier kaum Industrie und nur wenig Landschaft gibt, dafür um so mehr Staatsbedienstete. Beschaulich und konservativ geht es hier zu. Sex und Aids sind (wie überall im Lande) Tabuthemen. Doch Fanta Guindo und ihre vier Kolleginnen bringen sie trotzdem zur Sprache. Seit zwei Jahren veranstalten die „Gesundheits-Animatorinnen“ regelmäßige Informationsabende und Aufklärungskampagnen in Schulen, in Gesundheitszentren, in Müttergruppen. Finanziert wird ihre Arbeit von

einer schweizer ONG. Ziel ist vor allem die Prävention von ungewollten Schwangerschaften bei jungen Mädchen.

42% der weiblichen Jugendlichen werden vor dem 20. Lebensjahr Mutter.

Schwangere Teenager, zwischen 14-16 Jahren, die noch nicht verheiratet sind, werden von ihrer Familie oftmals ausgestoßen. Um dieser Schande zu entgehen, verheimlichen viele ihre Schwangerschaft und lassen eine illegale Abtreibung durchführen.

Im Durchschnitt bekommt jede Malierin 6,7 Kinder (Stand 1996: 5,4 in der Stadt, 7,3 auf dem Land). Mit der Geburt eines Kindes steigt der soziale Status einer Frau. Auch gebildeten, berufstätigen Frauen verschafft die Mutterrolle ein höheres Ansehen. Kinderlosigkeit gilt als Strafe Allahs.

Doch wie es eigentlich zum Kind kommt, wissen laut einer Umfrage des Familienministeriums 90% der Bevölkerung nicht. Fanta Guindo kann das bestätigen. Als die Gesundheits-Animateurin vor zwei Jahren ihre ersten „Aufklärungsgespräche“ mit mehrfachen Müttern in Koulikoro führte, hatten diese nur vage Vorstellungen. „Wir müssen in den Frauengruppen bei Null anfangen“, sagt Fanta. Das heißt, sie erklärt wie der weibliche und männliche Körper aufgebaut ist, welche Funktionen verschiedene Körperteile haben und wie der weibliche Zyklus funktioniert. Beim Thema Verhütungsmethoden hörten die Frauen genau zu. „Das Problem ist nur, das die Männer nicht mitziehen“, klagt die Animateurin. Sie kämen nicht zu Informationsabenden (mit männlichen Referenten) in die Gesundheitsstation. Und Kondome, mit denen Mann gleich drei Dinge auf einmal verhüten könnte– Schwangerschaften, die Übertragung von Sexuallykrankheiten und von Aids– würden kaum benutzt. Trotz staatlicher Werbung und subventionierten Preisen. Drei Kondome kosten in der Apotheke 50 CFA (15 Pfennig), in der Gesundheitsstation sogar nur die Hälfte. Das ist so viel wie eine Zigarette.

Ganz glücklich ist Fanta über die Kooperation mit der Schule. Erst wurden die Lehrer aufgeklärt, dann die Schüler. Seit zwei Jahren steht in der 5. und 6. Klasse Sexualkunde auf dem Stundenplan. „Im letzten Jahr hatten wir schon einen deutlichen Rückgang der Teenagerschwangerschaften“, meint Birama Keita beobachtet zu haben. Er ist der örtliche Gesundheitspfleger und der „Aufklärer der Männer“. Besonders bei den 14-/15-jährigen Mädchen sei der Rückgang bemerkbar – „das sind die Mädchen, die in der 5. oder 6. Klasse aufgeklärt wurden“, ist sich Herr Keita sicher. „Und die Jungs haben im Unterricht vielleicht auch aufgepasst.“

5. Den Horizont erweitern

„Bildung erweitert den Horizont“, meint Frauen- und Familienministerin Afoussatou Diarra. „Es eröffnet den Frauen neue Möglichkeiten und gibt ihnen die Chance, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen.“ Deswegen hat sich die Ministerin zum Ziel gesetzt, die Einschulungsrate von Mädchen innerhalb der nächsten vier Jahre um 20% zu steigern. Für erwachsene Frauen sollen verstärkt Abendkurse angeboten werden, denn bisher konnten nur knapp 14,1 % Prozent der Frauen (32,5 % der Männer) ihren Horizont in der Schule erweitern (Stand 1996). Die Bemühungen der Regierung, die Analphabetenquote von derzeit 75% stark zu senken, zeigen erste Erfolge – vor allem bei den Mädchen. So liegt die Einschulungsrate von Mädchen im Landesdurchschnitt jetzt bei 23 % (Jungs 34%). Regional gibt es große Unterschiede. In den Gebieten, in denen z.B. die Ethnien Sarakolé und Peulh leben, werden Mädchen höchstens zur Koranschule geschickt. Staatliche Schulen sind als „Machwerk der Weißen“ verschrien, die die einheimische Kultur zerstören. Besonders die Koedukation trägt zu diesem Ruf bei.

Für alle Ethnien gilt, dass Mädchen von klein auf wichtige Arbeitskräfte sind. Sie helfen der Mutter beim Holz sammeln, schleppen Wasser, passen auf ihre kleineren Geschwister auf, hüten die Ziegen oder helfen bei der Feldarbeit. Während man schon 3-jährige Mädchen mit dem Reisigbesen den Hof kehren sieht, begegnet man in jedem Ort einem Pulk von Jungen, die den Kickerkasten umringen oder Fußball spielen. Hier und da gibt es sie allerdings auch: Kleine Jungen, die Holz sammeln oder ihre Geschwister auf dem Rücken tragen. Auf diese kostenlosen Arbeitskräfte möchten die wenigsten Familien verzichten, auch nicht stundenweise.

Für Mädchen kommt erschwerend hinzu, dass ihr Weg – besonders auf dem Land – schon vorbestimmt ist. Eine gute Ehefrau und Mutter soll aus den Mädchen werden, wozu also zur Schule gehen? Weil gebildete Mädchen ihre Herkunftsfamilie stärker (finanziell) unterstützen als gebildete Jungs, dies geht aus einer Studie aus dem Jahr 1998 hervor. Darin heißt es auch, dass sich gebildete Frauen als Ehefrauen und Mütter qualifizierter um ihre Familie kümmern, was durch eine verbesserte Hygiene und Ernährungssituation messbar sei. Doch auch im praktischen Alltag können Mädchen, die lesen und schreiben können, sehr hilfreich sein. „Sie können ihrer Mutter zum Beispiel auf dem Markt beim Rechnen helfen oder gar dolmetschen“, sagt Inge von der Ley. Seit 1997 leitet sie das GTZ-Projekt „Primarschulbildung im

Dogonland“, seit November 2000 wurde das Projekt auf die gesamte 5. Region ausgeweitet (sieben Regionen gibt es insgesamt). Diese umfasst nicht nur das Dogonland, sondern fängt im Süden bei Djenné an, bildet das Zentrum in Mopti und reicht im Norden bis Hombori (insgesamt ein Gebiet von 600 x 400 km).

Ziel des GTZ-Projektes ist es, den Zugang zur Bildung zu erhöhen, die Qualität zu steigern und die dezentralen Strukturen zu stärken. Seit 1996 wurden 100 Schulen in der Region gebaut. Angestrebt wird, dass es alle 6 km eine Schule gibt, jetzt beträgt der Schulweg oft bis zu 25 km.

Mit der Qualitätssteigerung gestaltet es sich schwieriger. Im ganzen Land herrscht Lehrermangel, besonders in den Dörfern, weil viele Lehrkräfte nicht im „Busch“ arbeiten wollen. Aufgrund des Lehrermangels werden Akademiker, egal was sie studiert haben, in dreimonatigen Crashkursen zum Pädagogen „qualifiziert“. Hinzu kommt, dass es kaum Lehrer gibt, die in ihrer Muttersprache unterrichten können. Bisher wurde nur auf französisch unterrichtet, da war es egal, welche Muttersprache ein(e) Lehrer(in) sprach. Im Gegenteil, den Lehrern drohten Disziplinarstrafen, wenn sie sich in ihrer Muttersprache unterhielten. Der Unterricht lief nach französischem Vorbild ab: Frontal. Das heißt, der Lehrer stand vorne und dozierte, die Klasse plapperte im Chor nach. Etwas anderes kann man sich bei 120 (!) Kindern in einer Klasse auch nicht vorstellen, oder?

Dass die meisten Schulkinder auch nach acht Jahren kaum französisch sprechen und verstehen, spricht zumindest nicht für diese Methode. Auch der Stoff aus den französischen Schulbüchern nutzte den Kindern in Mali bisher wenig. Wozu sollten sie lernen, wie man mit der Metro fährt, wenn in ihrer Region noch der Eselskarren das gängige Verkehrsmittel ist? „Die Schulbuchedition soll vorangetrieben werden“, sagt Inge von der Ley, „aber das Problem ist, dass es 14 anerkannte Nationalsprachen gibt. Wir können doch nicht in jeder Sprache ein Buch drucken. Das kann keiner bezahlen.“ Die Expertin hofft, dass sich die Politik bald auf eine gemeinsame Nationalsprache, nämlich auf Bambara, einigt.

Solange wird der muttersprachliche Unterricht, den das GTZ-Projekt in den ersten beiden Jahren vorsieht, ohne Bücher abgehalten. Dafür mit aktiven Lernmethoden Die Kleinen malen, erzählen, basteln, arbeiten in Gruppen oder machen sogar eine Exkursion in die nähere Umgebung. „Die Kinder haben viel mehr Spaß im Unterricht und Lernen dadurch besser“, ist die Erfahrung der deutschen Fachfrau. Auch Französisch, das als Fach ab der dritten Klasse auf dem Stundenplan steht, wird mit

aktiven Lernmethoden vermittelt. Die neue Pädagogik müssen viele LehrerInnen allerdings noch selbst erlernen.

Auch an den Gender-Ansatz, der Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen, mussten sich die Lehrkräfte erst gewöhnen. Sie sollen Mädchen genauso häufig aufrufen wie Jungen und sie von den hinteren Plätzen nach vorne holen. „In Djiguibombo gibt es einen sehr aufgeschlossenen Direktor“, erzählt Inge von der Ley, „er hat eingeführt, dass die Mädchen bei Gruppenunterricht die Kindergruppen leiten. Das ist auch ihre Aufgabe im Dorf.“

Die Rekrutierung der Erstklässler erfolgt in der 5. Region nicht mehr nach dem Geschlecht, sondern nach dem Alter. Allerdings müssen viele Eltern bis jetzt von „Animatrices“ (das sind Frauen, die Aufklärung in den Dörfern betreiben) davon überzeugt werden, dass ein Schulbesuch auch für Mädchen lohnt. Bildung von Jungen wird eher als Investition in die Zukunft gesehen, bei Mädchen stehen die kurzfristigen Probleme im Vordergrund: Ausfall der Arbeitskraft, Angst vor möglichen Überfällen/Vergewaltigungen auf dem langen Schulweg, fehlende Toiletten für Mädchen, was den Schulbesuch während der Menstruation erschweren würde. Und nicht zuletzt die Sorge, dass eine gebildete Frau keinen ungebildeten Mann (dem sie schon versprochen wurde?) heiraten wird. „Das stimmt. Eine gebildete Frau will jemanden, mit dem sie sich unterhalten kann“, ist die Einschätzung von Inge von der Ley. Und weiter sagt sie: „Entwicklung heißt vom Alten Abstand nehmen.“ So deutlich formulieren es die Animatrices, die Überzeugungsarbeit bei den Eltern in den Dörfern leisten, allerdings nicht.

6. Rollentausch – über Männer- und Frauenarbeit

Familienarbeit ist in Mali – wie fast überall auf der Welt – unbezahlte Frauenarbeit. Allein das Wäschewaschen für die Großfamilie nimmt stundenlange Zeit in Anspruch. Und so stehen die Frauen, mit dem Kind auf dem Rücken, an Flüssen, Seen, Brunnen oder in Innenhöfen und schrubben auf ihrem Waschbrett. Doch in Kayes, der westlichsten Stadt Malis, traute ich meinen Augen kaum: Männer beim Wäschewaschen! Gleich im Dutzend und ganz öffentlich am Ufer des Senegals. Wahrscheinlich sind das Soldaten aus der Kaserne, die neben Zucht auch Ordnung beigebracht kriegen, dachte ich. Als ich die Geschichte ein paar Tage später Raya

Litwinoff erzähle, lacht sie nur und erklärt: „In Mali funktioniert das ganz einfach: Männer übernehmen jede Arbeit, für die es Geld gibt.“ Raya Litwinoff hat sich vier Jahre lang als Entwicklungshelferin beim ded mit der Gender-Thematik beschäftigt hat. Sie hat kein spezielles Frauenförderprojekt betreut, sondern bei jedem der 17 ded-Projekte auf den Aspekt Gleichberechtigung geachtet.

Es waren also professionelle Wäscher, die ich in Kayes gesehen hatte. Klassische Frauenarbeit, aber gut bezahlt, leisten auch die Wasserverkäufer. Sie füllen das Wasser aus dem Dorfbrunnen, der oft etwas entfernt am Ortseingang liegt, in 20-Liter-Kanister und befördern es per Handkarren zu ihren Kunden. In armen Familien, die sich kein Wasser kaufen können, schleppen Mädchen und Frauen das Wasser eimerweise auf ihren Köpfen nach Hause. Mehrmals am Tag.

85% der Bevölkerung lebt auf dem Land und von der Landwirtschaft. Doch Malierinnen dürfen in der Regel kein Land besitzen – sie erledigen aber mindestens 50% der Feldarbeit. „Als Lohn dafür bekommen sie von ihrem Mann einen Sack Erdnüsse“, weiß die „ded-Frauenbeauftragte“. Die Nüsse können die Frauen dann in tagelanger Kleinarbeit am Straßenrand verkaufen. In einigen Gegenden – auch in der Hauptstadt Bamako – hat sich die Situation für die Frauen gebessert, weil das Landrecht geändert wurde. Frauengruppen dürfen jetzt Land erwerben und selber darüber verfügen – es als Acker- oder Bauland verwenden. Aber der Zugang zu Krediten, zu landwirtschaftlicher Beratung und zu technischem Equipment ist noch stark eingeschränkt.

Große Nachteile ergeben sich für Frauen durch die Einführung (industrieller) Großproduktion und Massenabsatz. Während der Kleinhandel Frauensache ist, übernehmen in Fabriken und Supermärkten Männer das Kommando. Raya Litwinoff fällt dazu ein Beispiel aus San ein, einer Kleinstadt in der Mitte Malis. Dort gibt es eine sehr erfolgreiche Molkerei. „Den Peulh-Frauen gehört traditionell die Milch. Sie verkaufen sie auf dem Markt oder verarbeiten sie zu Joghurt, Butter oder Käse weiter. Seit es die Molkerei gibt, werden die Frauen zur Seite gedrängt. Sie liefern die Milch ab, aber bei der Großproduktion in der Molkerei haben Männer das Sagen.“ Es gibt aber auch Frauen, die sich nichts sagen lassen und sich erfolgreich einer Männerdomäne behaupten. Wie Françoise Prévost aus Koulikoro. Sie ist die einzige „Buschtaxi-Fahrerin“. Jeden Tag chauffiert sie neun Personen in ihrem 22 Jahre altem Peugeot 504 über schlechte Asphaltstraßen und Lehm-pisten. Dreimal die Woche fährt sie die Strecke Koulikoro-Bamako (65 km), zweimal nach Sirakotola (55

km nördlich von ihrer Heimatstadt) und zweimal zum Dorf Kula (45 km östlich). Seit 1983 fährt Bébé, wie sie liebevoll von Kunden und Kollegen genannt wird, Leute zum Markt. So manches Mal wurde das Dach des klapprigen Kombis bis zur Schmerzgrenze mit Schafen, Ziegen, Obst- und Gemüsekörben beladen. Aber was tut man nicht alles für die Stammkunden – die meisten halten der 45-Jährigen seit Jahren die Treue. „Auch wenn ich in der Taxischlange erst an vierter Stelle stehe, warten sie auf mich“, sagt Françoise nicht ohne Stolz.

Vor 18 Jahren, als Bébé ihre Personen-Beförderungslizenz nach längeren Verhandlungen mit den Behörden endlich in der Tasche hatte, reagierten die Kunden nicht so positiv. „Sie schauten mich komisch an“, erinnert sich Françoise, „und stiegen nur zögerlich in mein Taxi“. Von den Kollegen sei sie allerdings sofort akzeptiert worden. „Da gab es keine Konkurrenz, sondern nur freundschaftliche Unterstützung.“

Wie sie auf die Idee gekommen ist, ihre Stelle als Sekretärin aufzugeben und Taxifahrerin zu werden? „Ich liebe Auto fahren und im Büro war es mir zu langweilig.“ Ihr Mann, der mittlerweile verstorben ist, hatte nichts dagegen. Auch nicht, wenn Bébé mit Touristen längere Strecken ins Landesinnere fuhr. Ewig will Bébé den Job aber nicht ausüben. Sie hat Pläne im Kopf, ein Geschäft aufzumachen – für Autoersatzteile und –zubehör.

7. Nana hat ihre Marktchance ergriffen

Laut offiziellen Statistiken sind 47% der Frauen ohne Beschäftigung, 20% arbeiten in der Landwirtschaft, 8% in der Textilherstellung und 22% im Handel/Verkauf. Doch das sind nur die offiziellen Zahlen (aus dem Jahr 1996), die nicht den riesigen Bereich der Subsistenzwirtschaft und des ambulanten Straßenhandels erfassen. Die Hauptstadt Bamako mit einer Millionen Einwohner gleicht einem riesigen Markt. An jeder Ecke, selbst in ruhigen Vororten, bieten HändlerInnen ihre Waren an.

Traditionell ist der Verkauf Frauensache. Während Männer Landwirtschaft und Viehzucht betreiben, kümmern sich die Frauen um den Verkauf der Produkte.

Luxusgüter (Zigaretten, CDs, Parfüm) sowie technische Geräte und Werkzeug haben männliche Verkäufer in ihrem Sortiment.

Die meisten Frauen beginnen ihre „Verkäuferinnen-Karriere“ mit ein paar Früchten, die sie auf dem Kopf durch die Gegend transportieren. Die nächste Stufe ist ein kleiner ambulanter Marktstand. Ein eigenes Geschäft führen nach Schätzung der IHK nur 1% der Frauen. Eine von ihnen ist Nana Keita. Auch sie hat auch als Früchteverkäuferin angefangen – neben einem Lebensmittelladen. Doch sie hat schnell erkannt, dass die Konkurrenz auf diesem Gebiet zu groß ist und dass sich mit dem Verkauf frischer Früchte kaum Gewinn erzielen lässt. Zu schnell wurden die Bananen, Ananas und Papayas reif, so dass sie unverkäuflich waren. Zwar schmeckte das Obst auch ihrer sechsköpfigen Familie gut, aber als Dauernahrung war es doch zu teuer. Auf den Verkauf von nicht verderblichen Waren umzusteigen, schien Nana ebenfalls nicht lukrativ. Auch hier war der Markt gesättigt. Freunde und europäische Kunden brachten sie 1983 auf eine neue Geschäftsidee: Früchte und Gemüse einzumachen. Mit Mix Pickles fing alles an. Verschiedene Konfitüren, Cornichons, Oliven und Erdnusspaste folgten. Nana hatte eine Marktlücke gefunden und Riesenerfolg. Die meisten Produkte stellt Nana heute noch selber her. Sie legt Wert auf Handarbeit, auch bei importierten Waren. Stets geht sie auf Kundenwünsche ein. Darum hat sie ihr Sortiment auch um Gewürze und Öle erweitert. Mittags stehen die Käufer Schlange nach ihren köstlichen Sesam-Blätterteigpasteten. Nana ist stolz auf ihren Erfolg. Abends, wenn sie ihren kleinen, aus Holz gezimmerten Laden abschließt, hat sie genug Geld in der Tasche, um damit nicht nur für ihre fünf Kinder, sondern auch für die restliche Verwandtschaft etwas zu essen zu kaufen. Ihr Mann sitzt nicht mehr mit am Esstisch – er konnte den wachsenden Erfolg seiner geschäftstüchtigen Frau nicht ertragen und suchte im Nachbarland Guinea sein Glück. Ob er es fand, weiß Nana nicht, sie hat nichts mehr von ihm gehört. Er interessiert sie auch nicht mehr. Nana führt seit Jahren ihr eigenes Leben, das sich stark auf die Arbeit konzentriert. Und hier zeichnet sich eine weitere Entwicklung ab: Verschiedene Supermärkte wollen ihre eingemachten Früchte, Konfitüren und Gemüsesorten ins Programm aufnehmen. Nana denkt darüber nach. In Bamako will sie ihre kleines Geschäft weiter betreiben und sich nicht selber Konkurrenz schaffen, aber in anderen Städten wie Kayes, Sikasso, Ségou und Mopti könnten in den Supermärkten bald ihre Einmachgläser im Regal stehen.

8. Nafatoumas Ziel: viel Geld verdienen

Nafatouma ist ein Kind der Oberschicht. Ihr Vater war Botschafter u.a. in Algerien, Moskau und Paris, so dass sie in Algerien und Paris Informatik studieren konnte. Ihren Abschluss machte sie aber in Bamako. „Ich bin bewusst hier geblieben, weil ich zur Entwicklung meines Heimatlandes etwas beitragen möchte“, sagt die 33-Jährige. Dass sie ihr Land kaum kennt und die Hauptstadt selten verlässt, weil sie „Angst hat vor der Wüste“, die „Savannenlandschaft langweilig findet“ und „das Dorfleben uninteressant“, steht dazu nicht im Widerspruch, findet sie.

„Wir müssen hart arbeiten, um unser Land voranzubringen“, meint Nafatouma. Sie hält sich daran: Mindestens zehn Stunden pro Tag arbeitet sie bei einer amerikanischen Ölcompagnie. Dafür wird sie gut bezahlt. „Man muss bei einer ausländischen Firma oder NGO beschäftigt sein, denn einheimische Unternehmen zahlen zu schlecht. Und beim Staat verdient man einen Hungerlohn.“ In der Tat verdient die Informatikerin bei ihrem jetzigen Arbeitgeber zehnmal so viel, wie ein durchschnittlicher Beamter. Doch so richtig zufrieden ist Nafatouma noch nicht. „Ich möchte noch mehr Geld verdienen. Für meine Arbeit werde ich zu schlecht bezahlt.“ Denn im Gegensatz zu den Beamten oder Angestellten in Staatsunternehmen, müsse sie zehn Stunden hoch konzentriert und schnell arbeiten. Leistung müsse belohnt werden.

Ihr Mann, ebenfalls Informatiker, macht zur Zeit eine Weiterbildung in den USA. Dass dort die finanziellen Möglichkeiten in der Computerbranche wirklich unbegrenzt sind, reizt Nafatouma. „Vielleicht werden wir beide ein paar Jahre dort arbeiten.“ Den beiden Söhnen (9 und 3) könne ein Auslandsaufenthalt nicht schaden.

Von ihrem Heimatland haben die beiden Jungen bisher nur die Hauptstadt gesehen. In Urlaub fliegt man in andere Länder und sonst spielt sich das Leben hinter den hohen Mauern der Neubau-Villa ab. Diese ist vollgestopft mit europäischen Barockmöbeln, Perser Teppichen, Ölgemälden (Motiv „röhrender Hirsch“), vergoldeten Kronleuchtern und viel Stuck an der Decke. Die technische Ausstattung lässt nichts zu wünschen übrig – vom Gameboy über zwei Fernseher bis hin zum Videorecorder. Von der eigenen Kultur lernen die Kinder nur noch Rudimente kennen: Ein paar Speisen, den Boubou, das traditionelle Gewand, westafrikanische Musik, aber vor allem religiöse Rituale.

9. Gut ausgebildet, aber ohne Job

Fatou gehört der schmalen Mittelschicht an. Ihr Vater betreibt mit 80 Jahren immer noch ein kleines Stoff-Geschäft auf dem großen Basar. Ihre Mutter hat ihn lange Jahre dabei unterstützt, jetzt ist sie zu schwach dazu. Fatou ist die einzige der vier Kinder, die studiert hat – einen Schulabschluss haben aber alle. Ihr Bruder und ihre beiden Schwestern haben auch einen Job gefunden, als Sekretärin, Bankangestellter und Hebamme.

Fatou ist seit ihrem Jurastudium arbeitslos. Trotz sehr gutem Examen und einjährigem Praktikum im Frauenministerium. „Nur zwei Prozent der Juraabsolventen arbeiten später als Anwalt oder Richter“, weiß Fatou. Juristen ist es bisher nicht erlaubt, sich mit einer eigenen Kanzlei selbstständig zu machen. Großunternehmen mit eigener Rechtsabteilung gibt es kaum – und auch hier braucht man vom Staat eine Arbeitserlaubnis. Bleiben also nur wenige Stellen beim Staat, um die sich jedes Jahr rund 800 Juristen bewerben.

Die meisten Juristen schlagen sich in anderen Jobs durch. Fatou hat auf ihrer Visitenkarte „Personalchefin“ stehen. Dahinter verbirgt sich gegenseitige Familienhilfe: Sie arbeitet in dem 4Mann-Dienstleistungsbüro ihres Onkels, kümmert sich um die Buchführung und Gehaltsabrechnung. Dafür bekommt sie nach eigenen Angaben „ein Taschengeld“. Das könne nicht so weiter gehen. Immerhin hat Fatou Auslandsfahrung vorzuweisen: Ein Jahr lang war sie als Stipendiatin der Carl Duisberg Gesellschaft in Deutschland und hat bei der Ruhrkohle in Essen in den Bereich Personalwesen hineingeschnuppert. Die Rechtsabteilung wäre ihr zwar lieber gewesen – aber auf ihrer Visitenkarte steht eben „Personalchefin“, als Juristin kann sie keine Berufserfahrung vorweisen.

Unermüdlich ist die 29-Jährige auf Jobsuche. Ihre beiden Töchter (6 und 4) werden von der Oma beaufsichtigt, so dass Fatou ganztags arbeiten kann. Ihr Mann hat eine befristete Stelle bei einer ONG gefunden. Davon träumt Fatou auch. Neue Hoffnung gab ihr ein zweimonatiger Auftrag einer internationalen Organisation. Im Januar, Februar 2001 hat sie in der Region Timbuktu und Gao eine Art Volksbefragung durchgeführt. Das hatte zwar nichts mit ihrer juristischen Ausbildung zu tun, dafür hat sie in den zwei Monaten so viel Geld verdient wie sonst im ganzen Jahr. „Ich suche

mir weiter eine Stelle,“ sagt sie, „das Problem ist nur, dass man unbedingt Kontakte haben muss. Offizielle Ausschreibungen gibt es kaum.“

10. Wer nichts wird, wird – Handwerkerin

Handwerk hat goldenen Boden? In Mali sagt man: „Wer nichts wird, wird Handwerker“. Dementsprechend niedrig ist das Ansehen der Handwerker. Sie selbst sehen ihre Arbeit nicht als solide Tätigkeit an oder gar als Kunst, sondern als einzige Möglichkeit, Geld zu verdienen. Bei den Frauen verhält es sich teilweise noch extremer, „sie begreifen sich meist nicht als Handwerkerinnen, auch wenn sie einen Großteil zum Familieneinkommen beisteuern“, zu diesem Ergebnis ist Wiebke Rockhoff nach einjähriger Projektarbeit in Kayes gekommen. Die 26-Jährige hat an einem Nachwuchsprogramm des ded teilgenommen und sich im Westen Malis speziell mit der Situation der Handwerkerinnen beschäftigt. Interviews mit Tresseurinnen (Haarpflechterinnen), Gargotières (Garküchenbetreiberinnen), Färberinnen und Schneiderinnen sollten Aufschluss geben über die Arbeits- und Lebensbedingungen.

„Über die Lebensbedingungen können kaum generelle Aussagen gemacht werden“, meint Wiebke Rockhoff, „ich habe sowohl eher unabhängige wie auch sehr eingeschränkte Frauen kennengelernt“. Eine wichtige Rolle scheine dabei die finanzielle Situation der Familie, der Bildungsgrad des Ehemannes, die religiösen Überzeugungen vor allem der männlichen Familienmitglieder und natürlich die Persönlichkeit der Ehefrau und ihr familiärer Hintergrund zu sein. Auch die Zugehörigkeit zur Ethnie spiele eine Rolle: „Viele Frauen erzählten mir, dass Frauen in Soninké-Familien (auch Sarakolé genannt), die im Raum Kayes stark vertreten sind, besonders eingeschränkt sind.“

Das traditionelle Gewerk der Soninké-Frauen ist die Indigofärberei. Diese Arbeit ist anstrengend und zeitintensiv, doch Geld verdient man damit nur wenig. Stundenlang stehen die Frauen (Färben ist reine Frauensache) an ihren Ölfässern und rühren oder schwenken die Tücher im heißen oder kalten Sud. Der stechende Geruch verrät, dass hier nicht nur Extrakte aus der Indigopflanze das tiefe Blau in den Stoff bringen. Gummihandschuhe schützen die Haut bis zu den Ellenbogen vor der Säure. Einen Mundschutz, der Schleimhautreizungen vermeidet, tragen die Frauen (und die Babys, die sie während der Arbeit auf dem Rücken tragen) nicht.

Nieba Kamara hat vor zwei Jahren in eine der renommiertesten Färberfamilien eingeheiratet. Von ihrem ersten Mann hatte sich die heute 35-Jährige scheiden lassen, „weil er böse war“. Nach der Scheidung hat Nieba fünf Jahre lang als selbstständige Händlerin gearbeitet und importierte Waren – u.a. Indigo – aus dem Senegal. Eines Tages sprach sie ein Bruder ihres heutigen Mannes an, ob sie nicht wieder heiraten wollte. Sein Bruder sei Witwer und hätte gerne wieder eine Frau im Haus – die sich auch um die fünf Kinder kümmern könnte. Warum hat sie das Heiratsangebot angenommen? Schließlich war sie fünf Jahre allein zurechtgekommen. „Ich weiß es nicht“, antwortet Nieba und ihr Gesicht verrät, dass sie den Schritt heute bereut. Denn ihr 50-jähriger Mann ist erzkonservativ. „Er möchte nicht, dass ich das Haus verlasse“, erzählt sie. Er habe selbst Einwände dagegen, dass sie sich vor der Haustür mit den Nachbarn unterhält. Obwohl Nieba mit ihrer Färberei einen großen Teil zum Familieneinkommen beiträgt, kann sie keine Entscheidung selber treffen. Während unseres sehr offenen Gesprächs hatte ich den Eindruck, dass Nieba irgendwann wieder aus ihrem Käfig ausbrechen wird. Nur der richtige Zeitpunkt war noch nicht gekommen. Nieba erwartete gerade ihr viertes Kind...

Das Einkommen der Handwerkerinnen fließt meist in den Unterhalt der Kinder. „Die Färberinnen, aber auch andere Handwerkerinnen sagten mir, dass sie ihr erwirtschaftetes Geld in die Aussteuer ihrer Töchter stecken oder andere Bedürfnisse der Kinder befriedigen“, sagt Wiebke Rockhoff. Die meisten Frauen könnten selbst entscheiden, wofür sie ihr Geld verwenden.

Die bestverdienenden Handwerkerinnen sind die Gargotières, die am Straßenrand z.B. Sandwiches, Reis mit Soße, Cous-Cous oder Fleischspieße und Fisch zubereiten und verkaufen. Je mehr Mahlzeiten die Frauen zubereiten, desto befestigter ist in der Regel ihr „Restaurant“. In der Regel sind Männer die Kunden der Gargotières. Männer, die häufig jeden Tag dort essen oder auf der Durchreise sind. Frauen, die in der Nähe größerer Einrichtungen arbeiten, haben oft Abonnenten, wie z.B. die Bahnhofsarbeiter, Soldaten vom Camp militaire oder Inhaber von Verkaufsständen auf dem Markt.

Wiebke Rockhoff hat in ihrer Befragung erfahren, dass die Gewinnspannen der Garküchen-Betreiberinnen sehr unterschiedlich sind. Sie variieren zwischen 1000 FCFA (ca. 3,30 DM) Nettogewinn pro Tag (an Orten mit großer Konkurrenz) und reichen schätzungsweise bis 15000 FCFA (50 DM). „Über Geld spricht man auch

hier nicht gern, aber einige der sehr erfolgreichen Frauen berichteten, dass sie fast täglich ein Schaf schlachten und 50 Kilo Reis zubereiten – da kann man sich den Gewinn ausrechnen“, sagt die junge Entwicklungshelferin.

Die Frauen, die den ganzen Tag in ihrer Garküche verbringen, arbeiten im Vergleich zu anderen Frauen sehr stark außerhalb des Familienbandes und eigenständig.

„Diese Frauen sagten alle, dass sie mit ihrem Einkommen einen Großteil des Familieneinkommens bestreiten. Und das macht diese Frauen sehr selbstbewusst.“

Als Handwerkerinnen sehen sich die Frauen nicht, eher als Geschäftsfrauen. „Da die Zubereitung von Mahlzeiten zu den traditionellen Aufgaben der Frauen zählt, fehlt das professionelle Bewusstsein“, meint Wiebke Rockhoff.

Anders sieht es bei den Tresseurinnen aus. Die Kaste der Haarflechterinnen ist sehr angesehen. Ihr Handwerk gilt fast als Kunst. Entsprechend ist das Auftreten der Tresseurinnen. Die meisten von ihnen arbeiten bei sich zu Hause oder gehen zu ihren Kundinnen. Immer häufiger eröffnen die professionellen Haarflechterinnen einen eigenen Salon. Hier werden nicht nur aufwendige Frisuren für Hochzeiten, Taufen etc. angeboten, sondern auch Brautkleider und Make-up. Für eine kunstvolle Friseur, die ein bis zwei Monate hält, geben die Kundinnen bis zu 50 DM aus – immerhin ein Monatsverdienst eines Lehrers. Doch das Geschäft mit der Schönheit blüht auch in Mali (siehe letztes Kapitel) und die Friseurinnen verdienen gut dabei.

11. Tabu und Tradition – weibliche Beschneidung

Mit dem Thema Beschneidung habe ich mich nur am Rande beschäftigt, da es so komplex ist, dass man sich allein damit drei Monate auseinandersetzen müsste. Um kulturelle Zusammenhänge zu verstehen, Hintergründe aufzudecken und mit „normalen Frauen“, die sich in keinerlei Organisation engagieren, über dieses Tabuthema zu reden, braucht man Zeit.

Fakt ist, dass je nach Ethnie bis zu 98,9% der Frauen beschnitten sind. Nur bei den Tuaregs, die größtenteils Christen sind, liegt diese Quote bei 16,5%. In der Hälfte der Fälle wird „nur“ die Klitoris beschnitten, sonst werden auch die äußeren Schamlippen abgetrennt. Die Beschneiderinnen gehören einer sehr angesehenen und wohlhabenden Kaste an. Ausländische ONGs wie zum Beispiel der Marie-Schley-Verein aus Hamburg, versuchen seit einigen Jahren, die Beschneiderinnen „aufzuklären und

umzuschulen“. Der Erfolg ist mäßig. Raya Litwinoff, die beim ded für Genderfragen in Mali zuständig war, wundert das nicht: „Die Arbeit der Beschneiderinnen dient nicht dem Gelderwerb, sondern verschafft den Frauen eine hohe soziale Stellung, die sie in anderen Berufen niemals erreichen können.“

Dass es Frauen sind, die die Genitalverstümmelung herbeiführen und auch als Mütter zulassen, führen Männer gerne in Diskussionen an. Damit weisen sie alle Schuld von sich, nach dem Motto: „Frauen üben Gewalt gegen Frauen aus. Wir Männer wollen doch gar nicht, dass Frauen beschnitten werden.“ Das stimme nicht, argumentieren viele Mütter dagegen. „Ist unsere Tochter nicht beschnitten, findet sie keinen Mann.“ Eine unbeschnittene Frau sei unrein, heißt es. „Viele Mütter sagten mir, man müsse die Klitoris beschneiden, um das männliche Element bei den Mädchen zu entfernen. Sie glaubten, dass die Klitoris so groß wie ein Penis werden kann“, erzählte mir Fatoumata Maiga. Die Juristin hat im Auftrag des Frauenministeriums vor drei Jahren eine Studie durchgeführt, die untersuchen sollte, ob man die Beschneidung nicht gesetzlich verbieten kann. „Selbst Richter waren der Auffassung, dass die Genitalverstümmelung verboten werden müsste. Gesetzesinitiativen gab es aber keine“, sagt Fatoumata Maiga. Die Begründung der Richter lautete: „Wollen Sie ihre eigene Mutter verklagen?“.

Im Nachbarland Senegal ist die weibliche Beschneidung schon gesetzlich verboten. Per Fernsehen, das viele Serien und Berichte aus ganz Westafrika ausstrahlt, kommt das Tabuthema auch in Mali an die breite Öffentlichkeit. In den Printmedien erscheinen zunehmend Berichte über die Arbeit der verschiedenen Frauenorganisationen. Künstler unterstützen die Kampagnen gegen Beschneidung z.B. mit Benefizkonzerten oder CDs.

Die Frauen- und Familienministerin Afoussatou Diarra, die selber Juristin ist, würde die Beschneidung gerne gesetzlich verbieten, aber noch fehlt ihr die politische Unterstützung. „Dabei sind die Gesundheitsschäden, die durch die Beschneidung verursacht werden, eindeutig messbar“, sagt sie. Damit meint sie zum Beispiel chronische Infektionen, Komplikationen bei späteren Schwangerschaften oder Inkontinenz.

Die Ministerin will ihre Aufklärungskampagnen verstärken, um auf die Gesundheitsschäden aufmerksam machen. Die religiösen Kräfte im Land wird sie damit vielleicht verärgern, aber lauthals protestieren können sie nach Ansicht der

Ministerin nicht. „Sie werden kaum zugeben können, dass ihnen die Gesundheit ihrer Frauen egal ist.“

Feministinnen erheben noch andere Vorwürfe gegen die Befürworter der Beschneidung. Sie sehen die Ursache des Rituals in männlichen Versagensängsten. „Mit der Beschneidung soll den Frauen doch nur die Lust am Sex genommen werden“, meinen sie. Und eine fügt hinzu: „Männer wollen nur beschnittene Frauen heiraten, weil sie sonst Angst haben, dass sie ihre Frauen nicht befriedigen können.“

12. Bleichcreme und Kunsthaar

Für ihre Schönheit nehmen die Frauen in Mali nicht nur Einiges auf sich, sondern geben auch viel Geld dafür aus. Die meisten jungen Frauen sind selbstbewusst und modewusst. Was schick ist, erfahren sie in Zeitschriften und im Fernsehen. Da viele Serien aus Europa und Amerika importiert werden, verändert sich das Schönheitsideal zunehmend.

„Im Sommer, wenn die Sonne richtig brennt, riecht es hier oft nach verbrannter Haut“, erzählt mir Joan Baxter aufgebracht. Die BBC-Kollegin arbeitet seit acht Jahren in Mali und hat es bis heute nicht verstanden, warum die Malierinnen mit allen Mitteln versuchen, hellere Haut zu bekommen. Mit Bleichcreme, Zitronensäure oder schmiergelnder Seife wetzen sich Frauen die Haut ab - unabhängig vom Alter, von der Bildung oder Herkunft. Oftmals bleibt nur noch rohes Fleisch übrig, das keinerlei Schutz vor der Sonne bietet. Geschmeidige, helle Haut versprechen die Hersteller dieser Produkte, die meist aus Frankreich, den USA oder der Elfenbeinküste kommen. Vor Hautkrebs warnen die blumigen Texte auf den Tuben nicht.

Warum fühlen sich die Malierinnen nicht wohl in ihrer eigenen Haut? „Weil Männer hellhäutige Frauen attraktiver finden“, antworteten mir die meisten Frauen. Zumindest glaubten sie dies zu wissen – auch wenn der eigene Mann gegen eine „Aufhellung“ ist. Auch Annas Mann sieht es nicht gerne, dass seine Frau Bleichcreme benutzt. Deswegen führt sie die Prozedur auch nur hinter seinem Rücken durch, wenn er auf Dienstreise ist. Ihre fleckigen Beine versteckt die 35-Jährige sorgfältig unter langen Röcken. Sie hofft, dass die braunen Stellen bald durch weiteres Abschrubben verschwinden. Wenn das klappt, wird sie die nächste Körperpartie in Angriff nehmen.

Dass ihre beiden kleinen Töchter von Natur aus eine hellbraune Haut haben, macht sie stolz.

Helle Haut gilt in Mali nicht nur als schön, sondern steigert das Ansehen und bedeutet Macht. Nicht erst seit der Kolonialzeit. Die Tuaregs, jene Ethnie im Norden Malis, gelten bis heute als Herrscher der Sahara. Obwohl die Nomaden durch Dürre und kriegerische Auseinandersetzung ihre Herden und damit ihren Reichtum eingebüßt haben. Aber ihre (relativ) helle Haut verschafft ihnen Ansehen. Sie gehören zur Kaste der Noblen und hielten bis vor ein paar Jahren noch dunkelhäutige Sklaven.

Neben der Hautfarbe zählt die Figur und Frisur zu den wichtigsten Schönheitsfaktoren. In den Friseursalons fertigen die Tresseurinnen (Haarflechterinnen) nicht nur kunstvolle Zöpfe und Hochsteckfrisuren, sondern flechten zunehmend Kunsthaar in kurzgeschorene Schöpfe. Glatte Bubiköpfe gelten bei Erwachsenen als topmodisch. Teenager lieben superlange Zöpfe, die bis zur Taille reichen.

Die meisten Friseursalons haben ihr Angebot um einen sehr einträglichen Service erweitert: Sie verleihen europäische weiße Brautkleider samt Schleier, Pompontäschchen und Pumps. Das passende Make-up gibt es gleich dazu. Mit grellem Lidschatten und Lippenstift, künstlichen Wimpern und viel Rouge machen die Friseurinnen aus jedem noch so hübschen Gesicht eine leuchtende Maske. Auf das traditionelle Bemalen der Hände und Füße mit Henna verzichten in der Stadt immer mehr Bräute. Auf diese traditionelle Kosmetik greift man eher bei Taufen oder anderen Festlichkeiten zurück.

Über die traditionellen Schönheitsideale der verschiedenen Ethnien, kann man sich im Frauenmuseum in Bamako informieren. 1998 wurde das „Musow Kunda“ eröffnet – zu ehren der Frauen, die 1991 maßgeblich zum Sturz des Diktators Moussa Traoré beigetragen hätten, heißt es auf dem Schild am Eingang. Über politische Verdienste erfährt man im Museum allerdings nichts. In den Vitrinen stehen nur lebensgroße Puppen, die mit traditionellen Gewändern bekleidet sind, Schmuck und Accessoires einer bestimmten Ethnie tragen. „Sie sind ein Pékélé, ich bin Yayoroba“, sagt eine ziemlich dicke Frau zu mir und grinst dabei breit. In der Vitrine vor mir ist eine schlanke Frau und eine dicke Frau ausgestellt sind. „Pékélé“ heißt auf Bambara dünne, magere, strenge Frau. „Yayoroba“ bedeutet dicke, gesunde und schöne Frau. Noch gilt dieses Schönheitsideal, fragt sich nur wie lange. In der ersten,

eigenproduzierten Daily Soap des malischen Staatsfernsehens wirken auffällig wenig dicke Schauspielerinnen mit.